Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 60 (1980)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

EIN ZIGEUNER AM RAND DES UNIVERSUMS

Zu «Rumor» von Botho Strauss[1]

«Rumor», das neue Buch von *Botho Strauss,* ist von der Kritik zum Teil enthusiastisch, zum Teil ratlos aufgenommen worden. Der Grund für diese unterschiedlichen Reaktionen ist vermutlich der gleiche. Man sprach von einem Text über *«die Notwendigkeit, böse zu sein»,* den Botho Strauss geschrieben habe, und das ist nun freilich ein Tatbestand, der die einen frohlocken lässt und die andern verunsichert. Der Erzähler und Dramatiker, der sich mit behutsamen Beschreibungen psychischer Vorgänge, mit exakten Diagrammen privater und gesellschaftlicher Zustände als einer der begabtesten jüngeren Schriftsteller empfohlen hat, schlägt in diesem neuen Werk unbarmherzig zu. Es ist kaum zu glauben, dass derselbe Autor, der die Stationen auf dem Weg einer jungen Frau in *«Gross und klein»* und die elegische *«Widmung»* eines Verlassenen gestaltet hat, diesen harten Prosabrocken geschrieben haben soll, ein Buch des Hasses und der Anraunzerei, eine Absage und eine Kapitulation, jedenfalls ein von Grund auf unversöhnliches Buch. Bisher hat Strauss in Erzählungen und Bühnenstücken nachgezeichnet, was seine Generation kenntlich macht: das geschärfte Bewusstsein für die Hohlräume des Daseins, für die Leerstellen in den gegenseitigen Beziehungen, für die tieferen Ursachen von Schmerz und Trauer. Jetzt, in *«Rumor»,* lässt er seiner Wut freien Auslauf und poltert mit seiner der physischen und psychischen Verwahrlosung verfallenden Hauptfigur Bekker drauflos, dass es einem angst und bange werden könnte. Eben das aber ist vermutlich der Umstand, den einige enthusiastisch begrüssen. Sie bewundern den *«Salto mortale»,* den der Schriftsteller *«halsbrecherisch»* und *«ohne Netz»* vorführt, sie bejubeln die Attacken eines *«Unversöhnten»,* der *«Salz in unsere Wunden streut».* Ich frage mich bloss, ob damit die Qualität einer schriftstellerischen Arbeit oder allenfalls Sensationelles beschrieben sei. Die Frage ist ja nicht, ob wir es mit einem versöhnlichen oder einem unversöhnlichen Text zu tun haben. Beides könnte geglückt oder aber misslungen sein. Das Neuartige und Unverhoffte, das hier – im Vergleich mit den vorangegangenen Werken – tatsächlich vorliegt, ist nicht seiner Unverhofftheit wegen auch schon ein Meisterstück.

Ich hatte während der Lektüre und erst recht am Schluss den Eindruck, dieses Werk sei von seinem Autor zu früh aus den Händen gegeben worden. Es wirkt auf mich wie eine Vorstufe zu einem allerdings bedeutenden Roman. Es greift auf, was durchaus Stoff und Themen für ein Epochenbuch abgäbe. *«Rumor»* könnte ein

entzauberter Zauberberg sein, der Roman eines total und endgültig desillusionierten Zeitgenossen. Es könnte den Tod des Vergil und die Irrfahrten des Odysseus unter abermals veränderten Bedingungen neu erzählen, jetzt mit einem gescheiterten, vom Hass verzehrten ehemaligen Angestellten des Instituts für Nachricht als seinem negativen Helden, mit Bekker eben, der fort will, ohne je zu wissen wohin. Nur, zu all dem ist *«Rumor»* weit eher die Skizze als das ausgeführte Gemälde. Bekker hat zu wenig Umwelt, zu wenig Kindheit und Jugend, er hat zu wenig Geschichte. Botho Strauss hat ihn als Figur nicht ausgeführt, sondern lässt ihn rumoren, raunzen, aufbegehren, was das Zeug hält. Ich finde, er hätte ihn vorbereiten, er hätte ihn wachsen lassen sollen. Aber wartet man heutzutage noch auf Romanfiguren?

Ein Roman jedenfalls ist *«Rumor»* nun nicht. Autor und Verlag haben keine Gattungsbezeichnung auf das Titelblatt gesetzt. Soll man von einem Fragment sprechen? Für mich ist es ein Konzept, ein Aufriss, und das könnte vielleicht eine neue Untergattung von Prosabüchern begründen: Bücher, in denen Steinwürfe und Schläge ausgeteilt werden, hier gegen Zachler, den Chef des Instituts, gegen die Ärzte, gegen die zubetonierte Stadt, gegen die *«dreckige Lügenwelt der Beziehungen»*. Weil das alles so abrupt und unvorbereitet auf uns eindringt, bedroht es uns auch noch, wenn wir das Buch weggelegt haben. Kein Zweifel, es ist ein ungemütlicher, ein böser Text, dieses Buch mit dem kurzen Titel *«Rumor»*.

Wir haben es mit der letzten Phase eines Falles von Selbstaufgabe zu tun, die von schrillen Tönen, scharfzüngigen Lästerungen, zuletzt nur noch von dem lüsternen, schweren Atem eines Mannes geräuschvoll begleitet ist. Bekker ist es, der ausgestiegen ist, längere Zeit schon aus seiner Ehe, aus der er eine Tochter hat, vor kürzerem auch – aber nicht zum erstenmal – aus seiner beruflichen Position am Institut, das *«mit Informationen, Trendberichten, Modellplanungen und dergleichen Handel treibt»*. Das Buch setzt ein mit Zachlers, des Chefs Monatsfest, einer Party, an der merkwürdigerweise auch Bekker teilnimmt, obgleich er nicht die Absicht hat, bei Zachler wieder einzutreten. Auch Grit, Bekkers Tochter, trifft hier auf ihren Vater, der jetzt – nach Jahren der Entfremdung – mit ihr zusammen in ihrer Wohnung lebt. Die Figur Bekkers ist nur in Andeutungen als individueller Charakter zu sehen. Ihre Konturen sind unscharf, doch ist sie immerhin als eine bestimmte Art von Mensch, als ein Typ, vermutlich als ein charakteristischer Vertreter der Generation der um 1940 Geborenen zu deuten. Bekker ist einer von ihnen, ein Mann, dessen Kindheit in den Krieg zurückreicht, der einen autoritären Stiefvater hatte, einen *«wütenden Offizier»* aus Hitlers Ostarmee, der den Jungen und seine Mutter *«in fürchterliche Obhut»* nahm. Bekkers Mutter wird lediglich sichtbar in den Projektionen eines Angsttraums, den er in der Nacht vor der Operation seiner Tochter Grit träumt. Da durchlebt er beklommen, wie er einen Brief an die Mutter abgeschickt hat, in welchem er sich allen Hass gegen sie von der Seele geschrieben, wie er dem bereits aufgegebenen Brief nachreist, um ihn vor der Zustellung noch abzu-

fangen, wie ihm das gelingt und er hinterher feststellt, dass alles stimmt, was darin steht. Über Bekkers Ehe erfahren wir so gut wie nichts. Bleibt Grit, die ein kleines Reisebüro in eigener Verantwortung betreibt. Es gibt eine Szene, in der sie zusammen mit dem Vater Reiseprospekte umblättert, um ihn zu ermuntern, ein wenig zu verreisen. Nach Holland willst Du nicht? Er schweigt; was soll er in Holland? Sie konstatiert: Du willst ja nirgendwohin. Und er: Doch schon. Aber wohin? Schliesslich verreist er an den Mondsee, nimmt Quartier in einer Pension, in der er vor vielen Jahren mit Frau und Tochter abgestiegen war. Aber kaum ist er da, macht er die merkwürdige Erfahrung: *«Hier könnte man auch ganz woanders sein.»* Und schliesslich fasst er zusammen: *«Falsch der Ort, falsch die Unterkunft, falsch die ganze Reise.»*

Was hier an der Wahl eines Reiseziels vorgeführt wird, ist für die Lage Bekkers in einem umfassenden Sinne charakteristisch. Immer ist er fehl am Platz. Er weiss es auch; von allen seinen Befindlichkeiten, nicht nur den örtlichen, kann er sagen: *«So nicht und nicht anders.»* Ihm bleibt zuletzt allein der Hass, der sich auf eine ganze Welt richtet, in der er je länger je weniger zu suchen hat. Familie und Beruf, aber auch die Existenz als vertrottelnder Intellektueller in den Kneipen der Stadt erweisen sich als Holzwege. Doch ist Bekkers Wut nicht aus privatem Scheitern zu erklären. Hinter seinen Zornesausbrüchen ist Weltschmerz zu erkennen, Verzweiflung über die schlechteste aller Welten. Das wird — in der nächtlichen Szene mit dem alten Lehrer – auch wissenschaftlich erörtert. Doch ist an mancher Einzelheit zu erkennen, dass romantische Regungen, enttäuschte Versuche mit Liebe Bekkers Hass ausgelöst haben. Da sitzt er etwa mitten in der zubetonierten Stadt einem *«Wasch-Center»* gegenüber in einer Pizzeria vor seinem Cognac und sieht, dass es überwiegend Männer sind, die dort sitzen und auf ihre Wäsche warten. Aber es scheint alles andere als ein geselliger Treffpunkt zu sein. Keiner redet mit dem andern, und Bekker denkt: *«Ja, wie alles sich entwickelt hat. War da nicht mal, gerade beim Waschen, dieser fröhliche Klatsch und Gesang, angeblich einst, als Frauen unter sich an Teichen und Brunnen waren?»* Frauen übrigens scheinen es auch jetzt noch leichter zu haben als Männer, mit dem Leben und der Welt zurechtzukommen. Bekker hasst unerwünschte Gesellschaft, und wie da ein Mädchen im Regenmantel auf ihn zukommt und ihn bittet, sie doch durch den Park nach Hause zu geleiten, weil sie fürchtet, von Ausländern belästigt zu werden, reagiert er barsch und abweisend. Wenn sie dann geht, sieht er, dass sie schwanger ist, dass sie *«stolz und leuchtend»* lächelt. Derartige Bilder einer Lebenszuversicht, die Bekker längst verloren hat, lassen verschüttete Möglichkeiten noch ahnen. Aber Bekkers Versuch, sich seiner Tochter erneut zuzuwenden, besonders da er erfährt, dass sie krank ist, auch während und nach ihrer Operation, erweist sich als kläglicher Missgriff. Inzestuöse Erotik und kindischer Trotz ist es, was er empfindet. Die Kälte ist nicht mehr zu durchbrechen.

Spät in der Nacht trifft Bekker nach einem Kneipenbummel auf seinen alten Lehrer in Biologie und Chemie, und zwischen den beiden nicht mehr

nüchternen Männern kommt es alsbald zu einem anthropologischen Diskurs. Bekker fragt nach Molekularbiologie, nach neuen Erkenntnissen über die Entstehung des Lebens und des Menschen. Der Lehrer hat sich früher schon lustig gemacht über *«die falschen, die historischen Materialisten, die Humanisten, die den Menschen so übertrieben wichtig nehmen»*. Denn der ist ja bloss aus *«Tippfehlern der genetischen Übertragung entstanden»*. Der berühmte Monod wird zitiert, der Mensch müsste, wenn er die Wahrheit seiner Biosphäre annähme, *«aus dem tausendjährigen Schlaf aller Ideologien und Religionen endlich erwachen und seine totale Verlassenheit, sein totales Aussenseitertum erkennen. Er muss wissen, dass er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen . . .»* Da wird vollends klar, dass es Weltschmerz ist, was Bekkers ohnmächtige Wut ausgelöst hat. Das neue Weltbild, *«nichts für Kinder und nichts für Christen und schon gar nichts für Marxisten»*, bestätigt Bekker in seinem Gefühl. *«Falsch der Ort, falsch die Unterkunft, falsch die ganze Reise»:* das bezieht sich auf die Situation des Menschen, auf die Lage des Mannes knapp über vierzig namens Bekker sowohl wie auf alle andern auch.

In dieser umfassenderen Interpretation des Verlassenseins ist *«Rumor»* von Botho Strauss in der Tat neu und anders als die vorangegangenen Werke. Unverhofft jedoch kommt Bekkers Zorn vielleicht doch nicht. Er ist vorbereitet in all den Niederlagen, Verwirrungen, vergeblichen Anläufen und Fluchtversuchen, die der Autor in seinen Erzählungen und Bühnenstücken gestaltet hat. Lotte, in *«Gross und klein»*, sucht noch nach Menschen und entschuldigt sich für ihre zeitweise Angst. Im Grunde sei sie stark, es werde ihr schon einfallen, wie sie wieder etwas glücklicher werde. Der Glaube, so scheint Botho Strauss jetzt zu sagen, war ein Irrtum. Bekker jedenfalls teilt ihn nicht mehr.

Man nennt, was auf Anhieb gelungen ist, einen Wurf. Auf das Buch *«Rumor»* möchte ich den etwas saloppen Begriff in einem andern Sinn anwenden. Zwar brilliert der Autor auch hier als ein Stilkünstler höchsten Ranges, der Tonarten und Tempi wie nicht bald ein zweiter im Griff hat. Seine Sprache spielt hin und her zwischen dem zeitgemässen Gerede und der zupackenden Kraft des genauen Bildes. Es ist die Sprache des Satirikers, der zugleich imitiert und geisselt, der Party-Klatsch und die herablassende Rede des Arztes im Gespräch mit einem Laien, *«ein unerträgliches Gemisch aus humorigen, schnoddrigen Wendungen und leichenkalter Fachsprache»* ebenso genau wiedergibt, wie er sie in ihrer Aufgeblasenheit blossstellt. Mag sein, dass der Eindruck des Skizzenhaften auch dadurch zustande kommt, dass Strauss auf knappstem Raum sichtbar zu machen vermag, wozu andere eine Seite brauchen: *«Unter all dem Winke-Winke von uns anderen ist Bekker eine wahrhaftig schneidende Gebärde.»* Er beschreibt eine Runde von Häusermaklern, die halten plötzlich *«den Mund und schlucken Reste ihrer üblen Nachrede hinab»*. Oder er wiederholt das Geschwafel des leitenden Arztes, der nach seinem Gespräch mit Bekker

über Grits Operation auf Politisches zu sprechen kommt, auf das angebliche *«Verlangen nach einer Art politischer Liebe, dieses Verlangen nach Bindung, das kann man auf die Dauer nicht abwürgen, nicht ausnüchtern...»* Dem hat Bekker nichts entgegenzusetzen. Für ihn ist der Staat eine *«eisgekühlte Selbstbefriedigungsmaschine»*, die man nur zerstören kann, aber sicher nicht lieben. Nicht selten gerinnt dieser satirische Stil zum Aphorismus, und das ist ein Grund mehr, warum sich der Eindruck ergibt, hier lägen die Motive und Themen eines grossen Romans auf knappem Raum gesammelt vor. Was aber den Wurf betrifft, so möchte ich den Begriff ganz wörtlich nehmen: *«Rumor»* ist ein Steinwurf, eine Gebärde abgrundtiefen Hasses gegen alles, und das erst noch begründet. Ästhetische Kriterien mögen angesichts der zertrümmerten Welt von einst *(«angeblich einst»)* vielleicht irrelevant sein. Wenn das *«heilige Ich»*, das *«teure Subjekt der Weltgeschichte»* spurlos verschwunden ist und der Mensch nur noch ein Zigeuner am Rand des Universums, was soll dann noch Literatur? Eine ihrer Funktionen, denke ich, ist es, dass sie ausspricht, was die Stunde geschlagen hat. Der Schriftsteller Botho Strauss hat sich als ein Beobachter von ausserordentlicher Wahrnehmungsschärfe längst ausgewiesen. Auch ist, was er hier vorlegt, in einem umfassenderen Rahmen nicht ganz neu und deckt sich zum Teil mit Befunden, die Beckett ans Licht gebracht hat, im weiteren mit der Weltbetrachtung von Monod und Foucault. Die menschlichen Konsequenzen indessen lassen aufhorchen. Seit kurzem gibt es die Erzählung *«Ohne Eifer, ohne Zorn»* von *Bodo Kirchhoff*, die kühle Beschreibung eines noch jungen Mannes namens Branzger, der vollkommen beziehungslos dahinlebt, gleichgültig gegen seine Umgebung und nur seinem Stoffwechsel und seinen physischen Bedürfnissen folgend[2]. Bekker, die Hauptfigur in *«Rumor»*, protestiert immerhin noch. Er nimmt nicht einfach hin, was er vorfindet. Er macht in all seiner Verlorenheit doch bewusst, was zu suchen wäre. Aber er landet, wo Branzger schon gelandet ist. Der abrupte Schluss, den ich schon fast einen Kurzschluss nennen möchte, wird dem Anspruch des Buches nicht gerecht. Mit einigem Recht hat man seinerzeit die Erzählung *«Die Widmung»* mit dem *«Werther»* verglichen, zumindest im Hinblick darauf, dass hier wie dort das Übermass des Leidens Geist und Gemüt eines jungen Mannes zerstört. *«Rumor»*, der Lärm der Welt, das laute Nichts, dem sich Bekker bis zur Selbstvernichtung verweigert, ist das Zeichen einer Situation, der man mit den *«geisterhaften Gescheitheiten ... einer längst verblichenen Denkungsart»* nicht beikommt, gewiss. Bekkers Weg, soweit er in diesem Aufriss eines Lageberichts überhaupt sichtbar wird, ist allenfalls die Spur eines Meteoriten, ein Ausrufszeichen des Hasses. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Einmal, in der Szene am Mondsee, liest Grit in dem Buch *«Die Barke»* von *Louis Malomy*. Der Held des Romans ist darin stets nur mit M. bezeichnet, und Grit fragt nun, wer denn dieser M. sei. Schliesslich sagt sie, das sei der Autor selbst, M. sei gleich Malomy. Darauf antwortet Bekker: *«Das muss nicht sein, so einfach*

ist es meistens nicht. Wäre es so, dann könnte Malomy ja einfach Ich sagen. Aber selbst wenn er Ich sagte, wäre es deshalb noch keineswegs sicher, dass er, Malomy, der Autor, auch der Held des Romans ist. So ist es bei vielen Romanen.» Botho Strauss jedenfalls ist nicht Bekker. Vielleicht hat er sich diese Figur ausgedacht, um sich vom *«Rumor»* zu befreien, um frei zu werden für den Roman seiner Generation, zu dem der Stoff und die Themen gesichert sind.

Anton Krättli

[1] Botho Strauss, Rumor. Carl Hanser Verlag, München und Wien 1980. – [2] Bodo Kirchhoff, Ohne Eifer, ohne Zorn, Novelle. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1979.

ORDNUNGSSUCHE UND WIRKLICHKEITSVERLUST

Zu Horst Langes Kriegstagebüchern [1]

Bei seinem Tod im Juli 1971 war *Horst Lange* und sein damals als unzeitgemäss empfundenes Werk nahezu vergessen. Kaum jemand erinnerte sich noch daran, dass dieser Autor, der nicht zu den Parteigängern und Tendenzdichtern gehört hatte, mit seinem Romanerstling *«Schwarze Weide»* im Jahr 1937 eine literarische Sensation hervorrief. Die im Reich verbliebenen nichtfaschistischen Schriftsteller und Literaturkritiker äusserten sich enthusiastisch: So nannte Karl Korn in der *Neuen Rundschau* den Roman *«ein Ereignis»*, Bergengruen wählte die *«Schwarze Weide»* zum Buch des Jahres, und Ernst Jünger bewunderte in den *«Strahlungen» «die vollkommene Beherrschung der Sumpfwelt»*. Zwar veranlasste die sich auf einem schlesischen Dorf zutragende Handlung einige nationalsozialistische Rezensenten, den Roman der Heimatkunst zuzurechnen, doch hatte Lange bereits 1934 öffentlich die Hochkonjunktur der Bauernromane kritisiert, indem er ihnen jeglichen Kunstcharakter absprach und auf ihre Verlogenheit hinwies. Dementsprechend zeigt die *«Schwarze Weide»* nicht das Klischee des bäuerlichen Idylls, sondern die existentielle Gefährdung des Menschen in einer inhumanen Welt, nicht den *«Segen der Erde»*, sondern Angstvisionen und Verfall.

Wir wissen heute, dass zumindest bis zum Kriegsausbruch 1939 die Kultur- und Zensurpolitik unter Hitler eine qualitativ hochstehende, «unpolitische» Literatur zumeist unbekannter Autoren der jungen Generation duldete –, eine Literatur, in der die als entartet geltenden modernen Stilmittel der literarischen Revolution in klassischer Synthese fortleben konnten und in der durchaus zeitkritische Anspielungen enthalten waren.

Nachdem nun mit der Neuauflage der *«Schwarzen Weide»* [2] einer der bedeutendsten deutschen Romane der dreissiger Jahre wieder erhältlich ist, erschienen jetzt auch die bisher unveröffentlichten Tagebücher Horst

Langes. Der Edition ist ein Lebensbild von Oda Schaefer und ein Nachwort des Regensburger Germanisten Hans Dieter Schäfer beigefügt. Offensichtlich dienten Horst Lange die Aufzeichnungen als Therapie, um unter der Hitler-Diktatur für das eigene Schicksal eine Logik und für seine Person die Integrität zu bewahren.

Zu Beginn des Kriegstagebuchs werden die politischen Vorgänge noch weitgehend verdrängt, doch sind sie indirekt vorhanden durch ihre Wirkung auf Langes Kunstauffassung. Er lebt als freier Schriftsteller in Berlin und steht am Wendepunkt seines Schaffens: die *«Schwarze Weide»* ist *«untergegangen wie ein Kontinent, über dem fortwährend Gewitter hängen»*. Angesichts der *«apokalyptischen Wetterzeichen»* sucht Lange nach einer inneren Ordnung, um das ihn umgebende Chaos bewältigen zu können, was in seinen Werken zu einem Stilwandel hin zu Klarheit und Klassizismus führen sollte. Deshalb lehnt er bei aller Bewunderung die Auflösung und das Experiment bei Joyce und Kafka ab, betont stattdessen die Form und findet *«grossen Trost»* während des Russlandfeldzugs bei der Lektüre von Goethes *«Kampagne in Frankreich»*.

Die Einberufung zur Wehrmacht 1940 lässt ihn gleichgültig, er gewinnt später sogar der *«Tuchfühlung mit dem Krieg»* positive Seiten ab, obwohl er dem Krieg von Anfang an illusionslos gegenübersteht: *«Sieger oder Besiegte kann es in diesem Jahrhundert und bei der derzeitigen Organisation der Welt nicht mehr geben.»*

Die Aufzeichnungen während des Russlandfeldzuges, die bis zu Langes Verwundung vor Moskau im Dezember 1941 reichen, als der Vormarsch ins Stocken geriet und die deutsche Niederlage eingeleitet wurde, zeigen die geschichtlichen Ereignisse aus der Perspektive des sie erleidenden Einzelmenschen. Weltgeschichte wird auf diese Weise umgesetzt in leicht nachvollziehbare Bilder des damaligen Alltagslebens –, ein Stück Kulturgeschichte des Dritten Reichs wird deutlich.

«Das Mechanische des Marschierens» trübt das Bewusstsein. Lange reiht Bilder und Eindrücke aneinander, die selten durch Reflexionen unterbrochen werden. Das Gefühl für die Zeit geht verloren in der unheimlichen, unvorstellbaren Weite und Kälte des Ostens. Die absurde Wirklichkeit wirkt in ihrer Unerklärbarkeit wie ein Traum, die Soldaten gleichen Schlafwandlern. Selbst im Stil zeigt sich die lähmende Statik durch den Mangel an Verben: *«Die flachen, abfallenden Hänge. Die farblosen Dörfer. Häuser wie Maulwurfshügel. Gestalt- und kulturlos. Zusammengedrängt in der Weite. – Ein Dorf nach dem anderen. Ermüdende Eintönigkeit.»* Allmählich fühlt sich Lange in die Welt eines russischen Romans des 19. Jahrhunderts versetzt: *«verlorene Bahnstationen»*, überwucherte Kirchhöfe, riesige Klöster. Bei all der ihn umgebenden Primitivität und Gewalt bleibt die Distanzierung von Herrenmenschentum und Russenhass eindeutig. Die hässlichen Stalindenkmäler erinnern ihn vielmehr an die Monumentalkunst im NS-Staat.

Auffallend ändern sich die Aufzeichnungen nach seiner Kriegsverwundung. Als Obergefreiter und Unteroffizier in der Pionierabteilung des OKH erlebt Lange den Luftkrieg und

die Zerstörung Berlins mit. An die Stelle der Beschreibungen treten Geschichten, die sich in der untergehenden Stadt zutragen. Ein Furtwängler-Konzert vom März 1944 in der Ruinenstadt hat nichts mehr mit der Realität gemein, es erscheint ihm als die «irreale Wirklichkeit des Films».

Die Eintragungen werden philosophischer, je näher das absehbare Ende rückt: «Europa wird den grossen, kontinentalen Mächten zum Opfer fallen.» Lange konstatiert den «Untergang des Abendlandes», findet aber wieder Hoffnung beim Lesen von Henry Pirennes bekanntem Geschichtswerk «Geburt des Abendlands»: «Der überwundene Westen hat gegenüber dem triumphierenden Osten dieselben Chancen, die die antike Welt gegenüber den germanischen Horden der Völkerwanderung hatte.» Seine zyklische Geschichtsauffassung ermöglichte ihm die Zuversicht, in den Jahren der Anarchie an eine neue sittliche Weltordnung zu glauben.

Natürlich vermögen die Tagebücher nicht, zu einer Erklärung des Nationalsozialismus und seiner Ursachen vorzudringen, doch da sie unmittelbare Eindrücke wiedergeben, stellen sie ein seltenes Dokument des Alltags und der geistigen Bewältigung der Hitler-Diktatur dar.

Die den Tagebüchern fehlende Analyse liefert das Nachwort des Herausgebers. Hans Dieter Schäfer erläutert darin detailliert den politischen und literaturgeschichtlichen Kontext. In komprimierter Form fasst er die Ereignisse seiner Forschung über die nichtfaschistische Literatur im Dritten Reich zusammen und wendet sie anschliessend nutzbringend bei der Kommentierung des Tagebuchs an. Der ausführliche Anhang – mit nahezu 200 Anmerkungen – verarbeitet eine Fülle bisher unbekannten Materials zum kulturellen Leben in den Jahren der Diktatur und erfüllt somit nicht zuletzt den eigentlichen Sinn germanistischer Arbeit: er bringt unbekannte Literatur dem Leser nahe.

Gernot Wolz

[1] Horst Lange, Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg. Hrsg. und kommentiert von Hans Dieter Schäfer. Hase & Koehler Verlag, Mainz 1979. – [2] Horst Lange, Schwarze Weide, Roman. Claassen Verlag, Düsseldorf 1979.

RECHENSCHAFT UND AUSSPARUNGEN

Zwei Verfolgte blicken zurück

Zwei Menschen erinnern sich, blicken auf ihr Leben zurück. Zwei vom NS-Regime Verfolgte. Es gibt etliche Gemeinsamkeiten, auch Unterschiede. Die Verfolgung wirkte sich nicht auf die gleiche Weise aus, sie wurde auch auf verschiedene Weise wahrgenommen. Daher die Unterschiede des Rückblicks. *Saul Friedländer,* heute Geschichtsprofessor in Tel Aviv, geriet in den erbarmungslosen Mechanismus als Kind, ohne die Fähigkeit zu haben,

bewusst zu reagieren. Diese Fähigkeit setzte erst ein, nachdem alles vorbei war. Erst nach dem Ende des Holocaust hatte der Jugendliche die Kraft, das Geschehene zu begreifen, daraus einen Sinn für sein weiteres Leben zu entnehmen. Anders Stephan Hermlin, der in der DDR lebende Poet. Auch er dem jüdischen Bürgertum entstammend, aber er war ein junger Mann, als der Nazismus sich anschickte, Deutschland zu erobern. Und er stellte sich der Gefahr, indem er sich dem Kommunismus anschloss. Für Friedländer bedeutet die Verfolgung jüdisches Schicksal, und seine Antwort darauf ist ein Bekenntnis zu Israel. Bei Hermlin dagegen kommt das Judentum nur am Rande vor, es ist kein existentielles Grundmotiv; er versteht sich als deutscher Antifaschist, Mitglied der kommunistischen Bewegung. Saul Friedländer vermittelt uns eine tiefschürfende Selbstanalyse, eine Gewissensforschung, die den Dingen auf den Grund zu gehen, bis zu den Wurzeln des Daseins vorzustossen sucht. Geheimste Überlegungen werden offenbart. Stephan Hermlin spart etliches – wie es scheint: auch Wesentliches – aus. Man ahnt das Ausgelassene, spürt das Schweigen.

«Ich wurde zum denkbar schlechtesten Zeitpunkt – vier Monate vor Hitlers Machtergreifung – in Prag geboren.» So beginnen *Saul Friedländers* Reflexionen in *«Wenn die Erinnerung kommt . . .»*[1]. Das Besondere des jüdischen Schicksals wird von Anfang an markiert. Das Motto dieses Rückblicks liefert der Prager Dichter Gustav Meyrink: *«Allmählich, wenn das Wissen kommt, kommt auch die Erinnerung. Wissen und Erinnerung sind dasselbe . . .»* Der Autor kehrt den Satz auch um: Erinnerung gebiert Wissen. Wer sich nicht erinnert, ist zum Unwissen verurteilt. Erinnerung wird zum Grundstoff des Lebens, woraus sich allein dessen Sinn und Ziel schöpfen lässt; Erinnerung wird gleichbedeutend mit dem Leben schlechthin. Wie war es damals, wie wurde die Katastrophe wahrgenommen? *«Der Zusammenbruch kam ganz unerwartet, so seltsam das auch scheinen mag.»* Protokollhaft wird registriert, nüchtern, scheu, unpathetisch. Niemand ahnte das Schlimme: *«Das Leben der Juden in Prag war zur Zeit meiner Kindheit vielleicht ein wenig oberflächlich, ‚entwurzelt' im geschichtlichen Sinn. Doch so lebten wir nun mal, und wir liebten diese Lebensweise.»* Im elterlichen bürgerlichen Haus war das Judentum nur noch ein verblichenes Bild, die Verbundenheit mit der deutschen Kultur so innig, dass eben deshalb die Katastrophe nicht erwartet wurde. Der Vater, Vizepräsident einer Versicherungsgesellschaft, war vor allem der Musik und Literatur ergeben. Unpolitisch, wurde er vom Verhängnis überrascht. So lebten viele. Wer würde nachträglich daraus einen Vorwurf konstruieren wollen? Wohl immer verkannten die Menschen heraufziehende Gefahren. 1939 Emigration nach Frankreich. Der Knabe – er hiess damals Paul – kommt in eine jüdische Schule, wo die religiösen Kinder den Ahnungslosen, der weder Jiddisch noch Hebräisch versteht, als Feind behandeln: *«Ich war unter Juden zum Juden geworden, doppelter Jude.»* Ohne zu wissen, was das eigentlich war. Die Entdeckung erfolgt später, auf Umwegen. Im besetzten Frankreich vertrauen die Eltern ihr

Kind einem katholischen Internat an. Und die römische Religion wird für den Heimatlosen eine Heimat, sie gibt ihm *«Ruhe, Sicherheit, Verwurzelung». «Ich liebte die strenge Einfachheit, die tiefandächtige Stimmung der Frühmesse, bei der ich zuweilen als Ministrant dienen musste . . . ich gebe zu, seitdem nie wieder jenes Gefühl verspürt zu haben, das mich damals überwältigte . . .»* In dieser Inbrunst beschliesst der Knabe, jetzt Paul-Henri genannt, Priester zu werden, am liebsten Jesuit. Den Eltern misslingt im Herbst 1942 die Flucht in die Schweiz; nur Alte, Kranke, Familien mit Kindern werden aufgenommen: *«Wenn ich meine Eltern begleitet hätte, wären wir dann alle hinübergekommen?»* Die Frage bleibt für immer ohne Antwort. Aus dem Todeszug werfen die Eltern einen Zettel, eine letzte Mahnung: *«Lassen Sie den Jungen nicht im Stich!»* Er wird durchkommen. Ein Gespräch mit einem Jesuitenpater gibt seinem Leben eine neue Wendung, als ihm die Frage gestellt wird: *«Sind deine Eltern nicht in Auschwitz gestorben?»* Das löst eine Wandlung aus: *«Zum ersten Mal fühlte ich mich als Jude – nicht mehr heimlich oder gegen meinen Willen, sondern in völligem Einverständnis mit mir selbst.»* Aber auch das genügt nicht, Erfüllung findet Friedländer – dessen Vorname jetzt Saul ist – erst in Israel. Dort entdeckt er Geborgenheit. Keine Ruhe, denn die Gefährdung ist geblieben. *«Werden wir denn nie Verwirrung und Widersprüche hinter uns lassen?»* Friedländer fragt, ganz in der Tradition des jüdischen Denkens reiht er Frage an Frage, ohne endgültige Antworten, totale Gewissheit zu kennen. Seine Reflexionen vollziehen sich kontrapunktisch, Vergangenheit und Gegenwart werden verschränkt, wechselseitig sich erhellend. Prag und Jerusalem, Frankreich und Israel, nicht zuletzt Deutschland, sind Fixpunkte, sie alle gehören zusammen: in diesem Sinne lebt in dem Israeli der Prager Weltbürger fort.

Auch *Stephan Hermlins «Abendlicht»*[2] steht unter einem Motto, den Versen Robert Walsers: *«Man sah den Wegen am Abendlicht / an, dass es Heimwege waren.»* Den schmalen Band schmückt eine dämmerige Landschaft Caspar David Friedrichs. Die melancholische Stimmung ist unverkennbar, Lebensabend, keine frohe Bilanz: Blick zurück in Trauer. Aber die Gründe werden weniger genannt als verborgen, die Dämmerung wirkt verhüllend. Ein Traum: *«Ich war allein, die Dunkelheit war noch tiefer geworden, ich fürchtete mich und rief seinen Namen. Aber niemand antwortete . . .»* Das ist die Stimmung dieses Rückblicks. Der politische Glaube, den Hermlin einst in pathetisch-martialische Verse goss, ist gebrochen. Kein Fanfarenstoss wie ehemals: *«Es stürmten die Kommunisten / Das Land, das Gebirge, die See. / Es nahmen die Rotgardisten / Die Fabrik, das Korn und den Klee.»* Jetzt erscheint Hoffnung nur noch im Traum, Sehnsucht nach einem *«Land ohne Hass und Furcht», «ein Land, das es nicht gibt, ein Land in der Nähe der Sonne».* Ist das aus dem Kommunismus geworden, und warum wurde es so? Die Frage wird nicht gestellt, keine Antwort darauf gegeben. In der Dämmerung bleiben die Dinge im unklaren, verlieren Probleme harte Kanten. Der Schüler trat 1931 der kommunistischen Bewegung bei, deren Mit-

glieder hätten *«etwas Freudiges und Zuversichtliches an sich»* gehabt. Dies ist glaubwürdig, auch wenn die Erwartung sich als unbegründet erwiesen hat. *«Bist wohl Gymnasiast, wie?»* fragt ironisch der Parteiarbeiter. Eine erste Probe, auf die viele andere nachfolgen. Hermlin scheint ein mächtiges Über-Ich gesucht und gefunden zu haben; es fragt sich, ob er das Abhängigkeitsverhältnis je überwunden, ob er dies überhaupt erstrebt hat. Er bedurfte einer Stütze. Schon der jüngere Bruder, so wird berichtet, meinte, er müsste sich Stephans annehmen, *«der mit dem Leben nicht so leicht zurechtkommen würde»*. Die Stütze wird die Partei sein, ihr strenger Blick wird den Intellektuellen stets beargwöhnen; aber welche Qualen er auch erleiden muss – vielleicht bedarf er ihrer, vielleicht zieht er diese Abhängigkeit einem Leben in Freiheit vor, ohne Stütze, das ihn zwingen würde, selbständig zu entscheiden? Man hat den Eindruck, dass bei Hermlin die emotionale Auffassung des Kommunismus immer überwog. *«Ich lebte in dem Gefühl, einer Vorhut anzugehören, die der Menschheit den einzig möglichen Weg wies . . .»* Wie es heute damit steht, verhüllt das Abendlicht. *«Sozialismus oder Barbarei»* lautete die Parole. Aber gibt es inzwischen nicht eine neuartige Verbindung von Sowjetsozialismus und Barbarei? Beklagt wird *«ein später so oft enttäuschter guter Wille»*, doch hätte der Parteiaustritt bedeutet, *«dass ich das Beste in mir aufgeben musste»*. Trotz aller Irrtümer trage die Partei *«das edle Siegel des Strebens nach Menschlichkeit, nach Freiheit und Gleichheit für alle»*. Hermlin zitiert Rosa Luxemburg, aber zweifeln muss man, ob er sie verstanden hat. Als illegaler Parteiarbeiter begrüsste er den Moskauer Prozess: *«. . . Stalins Blick war unbestechlich, er würde jeden entlarven, der unseren Weg bedrohte.»* Verschwiegen wird, was der Autor heute von dieser kindlichen Naivität hält. Da sind Leerstellen, die eine Selbstzensur vermuten lassen. Nicht zuletzt dadurch entsteht Trauer: unter der Herrschaft seiner Partei kann sich der kommunistische Schriftsteller nicht anders als mittels der Selbstzensur ausdrücken. Das ist peinlich – auch wenn *«das edle Siegel des Strebens nach Menschlichkeit»* beschworen wird. Oder gerade deshalb. Bewunderung wird dem Vater entgegengebracht, einem hochkultivierten Grossbürger, Musiker, Sammler erlesener Kunstwerke. Er starb, Steine klopfend, im Konzentrationslager. Verschwiegen wird, dass er als Jude dorthin kam. Ist das anstössig? Wie bereits gesagt, ist das Judenproblem an den Rand gedrängt. Die Geschehnisse rechtfertigen dies keineswegs, weil andere Grossbürger gemeinhin nicht ins KZ kamen. Unter Berufung auf Lenin heisst es, *«dass auch nur die kleinste Nuance des Antisemitismus vom reaktionären Charakter der Gruppe oder Einzelperson zeugt»*. Die Rede ist von Hitlers Partei. Aber was soll man vom Sowjet-Antisemitismus denken und von jener Abart, die als Antizionismus auftritt? Solch eine Auseinandersetzung wäre dringender und aktueller als eine schon banale Kritik Hitlers. Das verhindert die Selbstzensur, die von Brecht angeführten *«Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit»* sind hier offenkundig. Immerhin ist Hermlin so kühn, sich zu den *«Ausgestossenen»*, den *«Kosmo-*

politen» zu bekennen. Weiter geht er nicht, darf er nicht gehen. Die Heimwege im *«Abendlicht»* führen zurück in die Kindheit, zum Vater, zum Bruder, dem abgestürzten RAF-Flieger, der im Traum das *«Land ohne Furcht und Hass»* anfliegt, *«das es nicht gibt»*. Hienieden scheint es keine Hoffnung zu geben, dies entnimmt man dem *«Abendlicht»*, in dem die Trümmer sich häufen. Die melancholische Stimmung ist eindrucksvoll, genauso wie die Beschreibung der Feigheiten des sich gleichschaltenden Deutschland. Gebrochenheit herrscht vor, von der kommunistischen Botschaft bleibt so gut wie nichts. Man möchte gern jene Passagen lesen, die vielleicht in des Dichters Schränken liegen.

Heinz Abosch

[1] Saul Friedländer, Wenn die Erinnerung kommt. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1979. – [2] Stephan Hermlin, Abendlicht, Verlag Wagenbach, Berlin 1979.

«BEUNRUHIGUNG DES LIBERALEN»

Mit dem Geleitwort Fred Luchsingers, das der obige Titel zitiert, sind es 19 Essays — nicht in jedem Fall überzeugend in die vier Abschnitte Positionen, Entwicklungen, Situationen, Bewährungen aufgeteilt — die zu Anlass des zweihundertjährigen Bestehens der Neuen Zürcher Zeitung unter dem Titel «Liberalismus — nach wie vor» erschienen sind, von den drei Redaktionsmitgliedern Willy Linder, Hanno Helbling, Hugo Bütler herausgegeben.

Eine eigentliche Rezension dieser Essays, die philosophische, politische, wirtschaftliche Fragen teils historisch und theoretisch, teils als Rechenschaft aus praktischer Erfahrung darlegen, verbietet sich hier sowohl aus Raumgründen wie des Umstandes halber, dass der Vielfalt der Themen nur eine Pluralität von Rezensenten gerecht werden könnte. Hier soll auf einige jener Beiträge hingewiesen werden, die wegen der Nationalität ihrer Autoren die internationale Spannweite dieser Veröffentlichung deutlich machen.

Zur Frage «Liberales Geschichtsdenken» durfte der Leser auf Reinhart Koselleck s Ausführungen besonders neugierig sein. Inwiefern ist die Geschichte zugleich als einmalig und die Geschichtsschreibung als eingebettet in eine Geschichtsphilosophie zu begreifen? Dass unter Historikern, die engagiert an der Bildung der öffentlichen Meinung mitwirkten, keine Schweizer genannt werden, mag die Leser gerade dieses Buches ein wenig wundern, ebenso die Selbstverständlichkeit, mit welcher Treitschke als liberaler Historiker gilt. Es wird auf die «epochale Gemeinsamkeit liberaler und marxistischer Geschichtsphilosophie» aufmerksam gemacht, anderseits wird marxistischen Historikern die «Weisungsbindung» an «jeweils wechselnde Parteidirektiven» vorgehalten, was für solche Historiker vor dem Entstehen kommunistischer Re-

gimes oder ausserhalb ihrer Macht und Disziplin kaum gelten kann. Anderseits wird aber festgehalten, dass Marx und Lorenz von Stein, nicht Sybel oder Gervinus die Geschichtswissenschaft in ihren theoretischen Fragen inspirieren. Doch hofft Koselleck auf kritische Verarbeitung des liberalen Geschichtsdenkens.

Leszek Kolakowski, der vom Marxismus herkommt, aber seine «Geschichte des Marxismus» als ideologiekritischer Marxologe geschrieben hat, fragt, warum Karl Popper die Selbstgefährdung der offenen Gesellschaft nicht ebenso untersucht hat wie deren Feinde. Ihre Werte können im Streit liegen, die absolute Durchsetzung eines von ihnen kann die Offenheit zerstören – vor einem Verzicht auf bestimmte «irrationale Werte» und auf Zonen der Autorität lässt sich mit rationalen Gründen warnen – ein Motiv, das auch in andern Beiträgen anklingt; bei Hermann Lübbe, Daniel Bell, Nicola Matteucci, Raymond Aron.

Nicht nur soziologisch, auch philosophisch ist der Beitrag des amerikanischen Soziologen Daniel Bell reich an neuen Perspektiven. Hier wird die Zeit 1947–1973 für den Aufstieg einer europäischen Industriearbeiterklasse als zentral nachgewiesen, die Ablösung einer Arbeitstheorie des Wertes durch eine Wissenstheorie des Wertes, die geringere Kapitalintensität im neuen technischen Fortschritt als Hauptunterschied zu der Marx bekannten Ökonomie analysiert – mit der durch Energieknappheit ansetzenden neuen gegenläufigen Entwicklung. Man wird sich auch die nicht nur geistreiche, sondern gedankenvolle Formulierung merken: «Eine Halbwahrheit ist eine Idee, die jene irritiert, die an die andere Hälfte glauben.»

Raymond Aron sieht von seinen gewichtigen Werken ab, um ausschliesslich auf seine Erfahrungen als Kommentator, als «Kolumnist» einzugehen, der zum Schluss gekommen ist, dass man eher seine Gegner als seine Verbündeten wählt und dass der liberale Publizist die Pflicht hat, Argumente, die gegen seine Thesen sprechen, möglichst objektiv wiederzugeben, und das Recht, keine «réponse toute faite», keine vorgegebene Antwort bereit zu haben, wenn ihm die Nuance wichtiger erscheint als die Entscheidung – die freilich manchmal den Vorrang hat, wie in Arons eigener Stellungnahme für die Unabhängigkeit Algeriens, die er in seiner eigenen Zeitung nicht ausdrücken konnte.

Die offene Gesellschaft bedarf auch der offenen Fragen. Diese Festschrift ist so gehaltvoll und selbstkritisch problembewusst, dass man eine Taschenbuchausgabe wünschen möchte, die ihr eine breitere Leserschaft sicherte; denn sie ist vielen thematisch vergleichbaren neuern Essaysammlungen überlegen.

François Bondy